

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Kerschbaum, Hans: Brigittas Brautfahrt. Eine Erzählung aus den Alpen

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Brigittas Brausfahrt.

Eine Erzählung aus den
Alpen von
Hans Kerschbaum.

1.



ie Wildbäche, die der Winterfrost so lange gefesselt gehalten, stürmten wieder hervor aus den schattendüstern Schluchten der

Berge. Ihr Rauschen war wie ein Hoheslied, wie ein brausender Sang auf die Freiheit.

Und draußen im Tal, wo um menschliche Siedlungen blühende Bäume standen und wohlriechende Gräser die Luft würzten, weil eben der Frühsommer durch die Lande schritt, — im Tal, wo die Drau dahinrauschte, stolz und mächtig gleich einer Königin — da vereinten die freitrunkenen Bergsöhne ihre Stimmen und ihr Sang schwoll an zu gewaltigem Hymnus.

Die wilden Gesellen aber wollten nicht nur ihre Stimmen hören lassen, sie wollten auch ihre gewaltige Kraft erproben.

Und daran mußte manch irdisches Gut der Menschen glauben.

Doch wie sie auch wüteten, diese Unholde, wie sie ihre schaumgepeitschten Wellen auch hinanschleuderten gegen das Gelände: der alten Floßbrücke, die am Drahtseil hing, das auf hohen Masten den Fluß überspannte, vermochten sie nichts anzuhaben.

Wohl schaukelte das schwere Holzgefüge ruhelos auf der hochgehenden Flut, es klirrte am Pfahl die Kette, die das Floß versichert hielt, aber ruhig und wie der wilden Strömung zu Trutz schwamm die Fährbrücke über den Fluß, wenn der Ferge Wendelin oder dessen junges Weib die Kette lösten und das schwere Steueruder schräg zur Strömung setzten. Dann eilte die Rolle am Drahtseil entlang und das Floß glitt mit seiner Last von Ufer zu Ufer, ohne sonderliche Mühe Roß und Wagen ebenso leicht tragend, wie die Menschen, die hin und her über die Drau mußten.

Eine solche „Ueberfuhr“, deren sich im Flußlauf der Drau — von der Tiroler bis zur steirischen Grenze durchzieht dieser Gebirgsfluß, eine Anzahl kleinerer Alpenflüsse und Wildbäche aufnehmend, der ganzen Länge nach das kärntner Land — eine erkleckliche Anzahl befindet, ist für ihren Eigentümer, nachdem viele Stunden flußauf und flußab häufig keine feste Brücke vorhanden ist, ein einträgliches Verdienst.

Auch der Fährmann Wendelin — er hieß in

der Gegend bloß Wendel — fand dabei sein gutes Auskommen, um so mehr, als er nebenbei auch den Posten eines Stromwächters innehatte. Es war nur gerecht von ihm, wenn er zuweilen dankbar jenes seiner Vorfahren gedachte, der die Fährre errichtet und sich oben am Miegel (kleine Anhöhe) ein kleines, doch recht schmuckes Haus gebaut mit einem Gärtchen daran und etlichen Feldern ringsum.

In diesem Hause, das durch einen Drahtzug mit der Fährre verbunden war, damit — vornehmlich nachts — vom jenseitigen Flußufer aus der Ferge durch ein Läutwerk für eine Ueberfahrt herbeigerufen werden konnte, verlebte schon ein Urahn Wendelins die Freuden und Leiden des irdischen Daseins und versah den Fährdienst unten am Fluß.

Dieser Urahn war es, der auf dem grünen Ager vor dem Fährmannshaus einen Nußbaum gepflanzt, unter dessen Wohlgeruch ausströmendem Laubdach die späteren Fährmänner wohl manche Feierstunde verplaudert oder verträumt haben mögen, ansonst hätten sie sich gewiß nicht die hölzerne Kastenbank unter dem Baum, rund um seinen Stamm, gezimmert, auf welcher es sich so gut sitzen ließ, daß der Jäger Wolfram vom Drauburger Schloß nicht vorbeigehen konnte, ohne auf dieser Bank eine Weile unter dem Nußbaum zu rasten und mit den Fährmannsleuten dies und jenes zu plaudern.

Der Jäger Wolfram, der die Jagdgründe der Drauburger Herrschaft dies- und jenseits des Flusses durchstreifte, mußte wunders gerne vor dem Fährmannshause Kasten halten, denn er kam immer häufiger über die Drau herüber. Er kam auch zuweilen, wenn der Ferge Wendelin just abwesend war, und dann mußte der Jäger die Gelegenheit, um der jungen Fährmannsrau zu sagen, wie sie sauber sei und wie gern er ihre liebliche Stimme vernehme, wie lieb sie lachen könne und — na, kurz und gut: den möchte er kennen, der ihrer Anmut, ihrem Liebreiz widerstehen könnte. Und dann: Herrgott — ein winziges Bussel nur von diesem köstlichen Rosenmündchen, von diesem schelmisch lächelnden, süßen, der ja zu gar nichts anderm geschaffen könne sein, denn zum Küssen — Küssen — Küssen . . .

O dieser Jäger Wolfram! Der wußte wohl, womit man die Mäuse fängt! Mit seinen Schmeicheleien hatte der wohl schon manches Mägdelein betört; denn — so weit kannte er die Weiber — die Törichten, die Schwachen, die lassen sich bald damit herumkriegen.

Doch die Fährmannsrau, die war nicht Töricht, nicht schwach. Des Fergen Wendelins Eheweib war stark!

Des Jägers Eifer erlahmte darob aber nicht. An diese Stärke wollte der Wolfram nicht glauben. Solange wollte er daran nicht glauben,

bis der Ferge Wendelin es ihm selber sagte und sich gleicher Zeit die Besuche des Jägers ein für allemal deutlich genug verbat.

Damit erst beginnt eigentlich die Geschichte, die der Erzähler mitten im Alpenvolk, dem trutzigen, liebenden, hassenden, dem gutartigen und bösewichtigen, dem sündigen und verzeihenden — wie der liebe Gott es als Samen Korn eben hineingestrent in die halbbeils liebliche,



„Davongegangen is er wie ra Schölm . . . ka Wörtl hat er g'sagt.“

halbteils wilde Bergwelt und die Saat hat sprießen lassen im Sonnenschein oder auch in rauher Unbill der Wildwasser und Lawinen — in Bruchstücken aufgesehen und zu Nutz und Frommen hier zu einem Ganzen gefügt, eingedenk des Widerspiels vom Fluch der bösen Tat.

Der Ferge Wendelin stand unter dem Rußbaum und schaute nachdenklich über den wildrauschenden Fluß, hinan zum Drauburger Schloß, das jenseits am Talgelände thronte.

Zust vorher hatte er sich mit dem Schloßjäger, als er diesen über die Drau gefahren, in Feindschaft gesetzt.

„Wie hast ihm's gesagt?“ fragte Wendelins Weib.

„So, daß er's leicht verstanden hat,“ antwortete der Ferge. „Und das aone, das soll er si mir ja guat merken, hab' i g'sagt, wenn er si noch amal derblicken laßt af mein Grund: z'lachen hätt' er nix, hab' i g'sagt. Und amal noch soll er mein Weib anrühr'n: da kunnt iahm 'was passier'n, hab' i g'sagt . . .“

„Und was hat er drauf g'sagt?“ wollte das Weib wissen.

„Was soll er drauf sag'n?“ fuhr der Ferge auf. „Dem hätt' i's geb'n, wenn iahm 'was nit recht waar g'wen . . . Davongegangen is er wie ra Schölm . . . ka Wörtl hat er g'sagt.“

Der Fährmännin schien das um so schlimmer. Sie hatte eine Sorge, daß der Jäger ihnen Schaden könne.

„Werst seg'n, Wendel,“ sprach sie, „der kehrt uns das ab.“

Der Ferge zuckte die Achseln. Er hatte wohl ähnliche Gedanken. Und dabei dachte er auch: ob ich ihm nicht doch zu scharf gekommen bin.

„Vielleicht derlabt er uns nimmer, daß wir aus 'm Schloßwald Holz und Streu hol'n derfen?“ meinte das Weib.

„Zweg'n Holz und Streu? . . .“

Daran hat der Wendelin wohl auch gedacht, und es war ihm so zu Sinnen, daß da etwas Unklares, etwas Dunkles sei, das ihm ein un-gutes Gefühl machte.

Aber er wollte sich drüber hinwegreden und sagte: „Das is a altes Recht. Soviel i mi zu erinnern waß, haben wir alle Jahr' im Herbst unsere zehn Klasten buachenes Holz im Schloßwald nutzen derfen und im Auswart haben wir uns die Streu gerecht. Is niemals davon a Red' g'wen, daß wir an das Schloß dafür hätt'n 'was zahl'n müassen. Das is — wie g'sagt — a altes Recht und a ausg'handelte Sach' — hat es g'haßen.“

„Wie du waßt, zahlt die Herrschaft die Ueberfuhr fürs ganze Jahr mit ein' bestimmten Betrag, mag überfahr'n vom Schloß wer will und so oft sie woll'n — is ganz gleich: fünfz'wanz'g Gulden werd'n gezahlt. Fürs andere haben wir die Waldnutzung.“

„So muuß es eben ausg'macht word'n sein . . . Kunnt mir's nit denken, wie wir uns sunst die vielen Jahr' her Holz und Streu hätten hol'n derfen . . . G'stoh'n hab'n wir's g'wiß nit.“

„Daß aber gar nix G'schriebenes vorhanden is!“ bedauerte die Fährmännin.

„Ja,“ nickte der Ferge. „Das is das Dumme. Bei Waters Lebzeiten is nia nit a Red' davon g'wen. Und die Mutter hat davon nit mehr g'wußt, wie: daß es halt schon immerher so war. Im Schloß, man i, werd'n sie davon schon wissen.“

„Und wenn mir der Jager vielleicht G'schichten will machen und Umständ', nachdem pfeif' i sener af das Holz und af die Streu — meiner Seel': drauf pfeifen tua i sener — i kaaf mir mei' Holz beim Wenzbauern . . .“

„Aber 's sege sag' i aa: für die Ueberfuhr muuß mehr gezahlt werd'n . . . Wart's, G'sellschaft übereinand'!“

Der Jäger Wolfram schien dem Fergen Wendelin von diesem verdrießlichen Tage an nimmer gern in die Wege zu gehen. Den ganzen Sommer hindurch vermied er es, über die Drau zu

kommen, und überließ jetzt auf einmal die diesseitigen Forste seinen Hegern.

Von diesen betrat einer den Fergen Wendelin, als der eines Herbsttages im Schloßwald an einem Baume sägte, den ihm der Jäger Wolfram im Frühjahr ausgezeigt hatte.

Und kaum daß der Fährmann das Holz unter Dach hatte, brachte der Postbote in das Fährmannshaus einen großen Brief, dessen Empfang der Wendelin mit Unterschrift bescheinigen mußte, was ihn sehr wundernahm, weil er sein Lebtag nie einen solch großartigen Brief bekommen hatte.

Mit ungelenkter Hand kramte er seinen Namen hin, und der Briefbote schritt schon den Steig gegen den Wenzbauernhof hinan, wo er für die Moiffa Zwischenbrugger, Kuhdirn beim Bauern auf der Wenz, ein Brieflein zu bestellen hatte, — da hielt der Ferge Wendelin den Gerichtsbrief noch immer zwischen den Fingern und schaute ihn hin und her an und dachte darüber nach, warum ihm das Gericht einen Brief schreibe.

„Vielleicht machen wir a Erbschaft,“ sagte er halb verwundert, halb scherzend.

Und zwickte mit den Fingernägeln den Umschlag auf.

Eine geraume Weile mußte er in das Schriftstück Einblick nehmen. Dann tat er aber plötzlich einen zornigen Lacher.

„Schölm!“ sagte er. „Das schaut dir gleich, dir!“

Das Weib ahnte wohl gleich etwas Böses.

„Gel' du,“ sagte sie, „der Jager?“

„Gräßliches Forstamt des Schlosses Drauburg,“ antwortete, aus dem Schriftstück herauslesend, der Fährmann. „Vorladung zum Gericht wegen Holzdiebstahl . . .“

„Wegen Holzdiebstahl . . . Maria!“

Die Frau sah erschrocken drein.

Der Wendelin tat wieder einen grimmbigen Lacher.

„Dem hab' i nix Guates zuagetraut,“ sprach des Fährmanns Weib.

„Der hätt' uns noch a Holz dazugeschenkt,“ sagte der Ferge, „wenn du iahm sein' Will'n nach getan hättst . . . Werd si aber schneiden, der, wenn er mant, daß er mir's af die Art kann abfehr'n . . . Dem werd i was verzähl'n vor'n G'richt — dem schon noch, dem!“

Die gerichtliche Vorladung schleuderte er verächtlich von sich.

Doch es änderte nichts daran. Der Fährmann mußte vor Gericht erscheinen.

Ob er Holz aus dem Schloßwald geholt, wurde er gefragt.

Desters als einmal, gestand der Wendelin.

Ob er das Holz jemals bezahlt habe?

Sei ihm gar nicht eingefallen, erklärte er sorglos. Seine Vorfahren hätten schon Holz aus dem Schloßwald geholt. Versteht sich:

immer nur soviel, als ihr zugesprochenes Recht war.

So, so! Das interessierte die Herren. Woher dieses Recht komme, wurde gefragt.

Der Wendelin versuchte es zu erklären.

„A Recht,“ sagte er, von seiner Schuldlosigkeit fest überzeugt, „muaf decht bestanden hab'n. Wir waren und seint kane Diab, die in ein' fremden Wald geh'n und Baam umschneiden. Und wenn a nix G'schriebenes vorhanden is — es muaf halt amal so ausg'macht word'n sein, und das Holz und die Streu — so denk' mir halt i — muaf a Naturalleistung sein für die Ueberfuhr . . .“

Der Wendelin war schon zufrieden; der Richter nickte, als wolle er gerne daran glauben.

Aber jetzt kam das Sprechen an den Schloßverwalter, der mit dem Förster Wolfram und demselben Waldhüter, der den Wendelin betreten, anwesend war, und der nun zu bestätigen wußte, daß für die fragliche Ueberfuhr jedes Jahr ein fester Betrag bar bezahlt würde.

Der Herr Verwalter konnte als vorausichtiger Mann sein Reden durch allerlei Ausschreibungen erhärten. Und — das wußte er nachdrücklich zu betonen — von einem sonstigen Uebereinkommen, wie etwa von einem freien Holzbezugsrechte als Naturalleistung, wie der Angeklagte meine, finde sich in den Verwaltungsbüchern kein einziges Wort.

Und nach dem Verwalter wußte auch der Jäger Wolfram im gleichen Sinne auszusagen: sein Vorgänger habe ihm weder mündlich davon etwas mitgeteilt noch Schriftliches darüber hinterlassen.

Und der Wolfram fügte mit stillem Hohn hinzu: wenn etwa der Angeklagte über ein derartiges Uebereinkommen ein Schriftstück besitze, sei jetzt die beste Gelegenheit, damit hervorzutreten.

Schneller freizte über diese Verhöhnung dem Wendelin das Blut.

„Mit Verlaubnis,“ sagte er. „Wenn der Mensch ehrlich is, so braucht es nit allemal ein' Fezen Papier. Unter rechtschaffenen Leuten gilt der Handschlag so viel wie ra G'schrift. Und wenn kein Recht nit vorhanden waar, wieso hat mir der Herr Förstner noch im heurigen Auswart mein Holz ausgezeigt . . . Gel', selm is noch a anderer Zeitpunkt g'wen!“

Wart', dachte sich der Wendel, Jager, jetzt gib Antwort!

Die fiel dem Jäger Wolfram nicht schwer. An so unangenehme Dinge braucht man sich ja nicht erinnern können. Wenn der Fährmann da nicht etwas geträumt habe, beteuerte der Jäger, so müßte er annehmen, daß der Wendelin sich mit einer erstunkenen Unwahrheit schuldlos machen müchte.

Und dann war es so: so oft der Ferge Wendelin

einen Rechtfertigungsgrund ins Treffen führte, der Förster zwei Gegenbegründungen wußte.

Und wenn der Fährmann daheim noch gemeint, er wolle den Jäger schon ins rechte Licht stellen, so mußte er jetzt erfahren, daß immer alles ganz anders kommt. Wenn er mit seiner Bärenkraft den Jäger Wolfram auch mitten entzweigebrochen hätte, — das Mundstück war beim Jäger feiner geschliffen; in diesem Belange schlug der Jäger den Fährmann vollständig.

Und wenn der Wendelin glaubte, mit einer Reminiszenz aus des Jägers Vergangenheit einen Trumpf in der Hand zu haben; wenn er aufklären wollte, worauf die Anschuldigung gegen ihn zurückzuführen sei, dann sagte der Richter kurz: das gehöre nicht zur Sache, solche Dinge könne er nicht zulassen.

Und zum Ende hin stand die Sache so, daß der Richter zwar zugab, es könne früher einmal immerhin ein Abkommen in dieser Angelegenheit bestanden haben; so nun aber jeglicher Beweis hierüber mangle, bleibe nach dem Paragraphen so und so nichts übrig, als den Fährmann, wohl unter Berücksichtigung mildernder Umstände, zu verurteilen, und zwar zu drei Tagen Arrest.

Jetzt glaubte der Wendelin nicht recht verstanden zu haben.

„Wia?!“ fragte er erschrocken. „Einsperr'n? ... Mi drei Tag einsperr'n! ... für was eppan? für was? ... Diab bin i Kaner — i nit, i!“ ...

Der Fährmann hat gezittert. Sein Blick irrte durch das Gerichtszimmer und seine Augen suchten einen, der über den Spruch des Richters ebenso erstaunt wäre wie er, der Wendelin.

Er fand keinen. Die paar Männer, die mit sorglos heiterem Sinne da umherstanden, schienen es so ganz in Ordnung zu finden.

Nur der Herr Förster blinzelte dem Verurteilten so von ungefähr ein bißchen schadenfroh zu, was beiläufig besagen mochte: Geld, das hast du nicht erwartet!

Nach dem Urteilspruch durfte der Wendelin wohl unbeschadet wieder heimgehen; nach Ablauf von zwei Wochen aber mußte die Strafe abgebüßt werden, ermahnte ihn der Richter noch; oder er könne, wenn er glaube, daß es ihm gelinge, Beweise für seine Schuldlosigkeit beizuschaffen, gegen das Urteil berufen.

Der Wendelin hörte nur mehr halb und verstand das alles kaum recht. Der Gedanke hatte sich schon zu festgesetzt in ihm, daß ihm alle zusammen übelwollen; alle standen gegen ihn.

„Hol's der Teufel!“ knurrte er. „Wenn sie lei alle z'sammenheßen, muß ja verpielt sein!“

Und polterte zur Thür hinaus.

Und wirr durcheinanderdenkend wanderte er heimzu.

Daheim war er ganz kleinlaut und sagte:

„Wenn wir das Holz die Jahre her richtig unrechterweis' g'nommen sollt'n hab'n — na, nachdem in Gott's Nam!“ ... Und die drei Tag' werd'n aa noch vergeh'n!“

Aber der Fährmannsrau rieselten heiße Zährelein die Wangen herunter ...

Der Wendelin ging die Tage umher, wie wenn er ein schweres Verbrechen begangen hätte. Das ganze Haus durchstöberte er, alle Truhen und Kasten räumte er aus, ob nicht doch eine Verbriefung vorhanden sei, die den Makel des Diebstahls von ihm nehmen könnte.

Es ließ sich nichts finden. Und die Zweifel drückten schwer auf ihn.

Aber warum hat der Jäger vorher nie etwas gesagt davon; warum hat er ihm noch im Frühjahr die Bäume gemarkt, die der Fährmann sich schlägern durfte?

Ach ja, diese Menschen! Die sind manchmal schlimmer wie das wildeste Tier. Wie sie sich zu peinigern suchen; wie sie auf Mache lauern; wie sie einander den Vorteil neiden; wie sie in Haß entbrennen, wenn ihnen der andere nicht gewähren will, nach dem sie begehrlieh die Hand ausstrecken möchten ...

Als der Ferge Wendelin am Tage nach seiner Strafzeit in der Abenddämmerung heimzu schlich, mied er die breiten Wege und wählte die vereinsamten Pfade. Die Scham war in ihm, daß sie ihn eingesperrt wie einen Hund. Und da lebte er immer und jahraus und jahrein in dem Glauben, daß er ein ganz ordentlicher Mensch sei. Und jetzt mußte er hinter der versperreten Thür sitzen! Von keinem einzigen seiner Vorfahren war ihm bekannt, daß einer im Arrest hätte sitzen müssen. Aber das wußte er, daß sie alle rechtschaffene Menschen waren.

Und er — er mußte sich einsperren lassen, weil ihn dieser Jäger Wolfram jetzt plötzlich als einen Dieb hinstellte.

Wenn der Wendelin sonst gewiß kein gewalttätiger Mensch war; wenn er recht gerne in Frieden lebte — jetzt, da er so im Dunkel des Waldes und des Abends dahinging, hätte ihm der Jäger Wolfram nicht begegnen dürfen — es wäre ein Unglück geworden ...

Am Wiesenzaun des Wenzbauernhofes stand der Knecht Michel am Ueberstiegel und rauchte und sann in den stillen Abend hinein.

Jetzt ist wieder ein Sommer hin, dachte er, die Felder sind abgeräumt bis auf die Rüben und die Wiesen fangen schon an braun zu werden, und schau, wie am Abend die Nebel schon von der Drau heraufsteigen und sich dick übers ganze Tal legen, und in zwei Wochen ist Allerheiligen und bald hebt der Winter wieder an. Ja, so geht halt die Zeit hin und auf einmal ist man ein alter Mensch und hat es kaum gemerkt, wie alles so gekommen und vergangen ist.

Da sagte einer: „Grüß Gott, Michl,“ und das war der Fährmann, der seinen Fuß an das Brett des Ueberstiegers setzte.

„Grüß Gott, Wendel!“ Und der Michl hielt ihm die Hand hin. „Das schenkst iahm nix, dem da dur't'n, das zahlst iahm ham,“ begann er gleich zu reden und wies mit seiner Pfeife zum Schloß hinüber.

Der Wendelin schüttelte den Kopf.

„I schenk' iahm's, i,“ sagte er. „Wenn es ein' Herrgott gibt, der werd es iahm vergelten — i bin ka Diab nit, i — wenn sie mi aa lei ein-g'sperret hab'n!“

Ernst schaute der Michl drein.

„Diab bist kaner, das waß i,“ sagte er und spuckte über den Zaun. „Vor meiner bist du ka Diab. Aber z'wegenst dem Falloten da dur't'n hast du di müajen ein'sperren lassen . . . Waßt du, Wendel, wenn i du bin: den schmeiß i in die Drau, den — mehr is er nix wert, der!“

„Das waar z'viel,“ wehrte der Fährmann ab. „Mein Liaber, das waar weit z'viel für das . . .“

„Ja, für das — und fürs andre?“ Der Michl schnaufte schwer.

„Fürs andre? . . .“

„Ja so — von dem waßt du noch nix.“

Der Ferge erschraf.

„Der hat es fein ang'stellt, der!“ sprach der Michl noch rätselhaft weiter, weil er nicht wußte, wie das jetzt am besten zu sagen war. Und weil er's eben nicht wußte, platzte er nun erst recht damit heraus.

„Glaabst du, daß es a anderer war, der dein Weib überfallen hat?“

Jetzt riß es den Fährmann auf.

„Was sagst? Was is?“

„Wie es zugegangen is, waß i nit — der Thomeleuschler hat sie g'sunden — gestern früh — af der Bruck'n is sie g'leg'n wie tot — aber sie lebt — leben tuat sie, — wohl, wohl . . .“

„Mein Weib? . . . Um Gottes will'n! . . .“

Der Wendel sprang über den Wiesenzaun.

„Zweg'n dem Jager, du, verrat' mi nix!“ rief der alte Knecht dem Davoneilenden erschrocken nach.

Der Wendel gab keine Antwort mehr. Wie gehetzt sprang er den steilen Wiesensteig zum Fluß hinab.

„Verdammt!“ brummte der Michl und schritt nachdenklich gegen den Hof. „Der werd doch nix sag'n vom Jager — bin ja nix dabei-g'west . . . Daß i eppan aa noch zuasteig' z'weg'n dem Falloten . . . Sein tuat er's, der Jager — sein tuat er's heilig — das sag' i!“

Der Ferge Wendelin saß Tage und Nächte am Bett seiner Ehefrau und befürchtete das Schlimmste.

Doch als der Tage fünf verstrichen, erkannte die Frau ihren Mann und fing an zu weinen.

Dann währte es noch lange, bis ihr Geist sich sammelte.

„Niemand hat mein Nasen vernommen in der finstern Nacht,“ klagte sie schluchzend.

Und dann erzählte sie ihrem Mann, wie nachts das Glücklein sie aus dem Schlaf geweckt. Mit der Handlaterne sei sie an die Fähre geeilt, die Nacht war finstern und der Nebel lag auf dem Fluß.

Kaum daß die Fähre drüben ans Ufer stieß, sprang eine verhüllte Gestalt zu ihr auf die Floßbrücke und stieß die Laterne in das Wasser hinunter. Sie wisse nur noch, wie die verummte Gestalt, die sie gar nicht Zeit fand, genauer anzusehen, sie erfaßte und zu Boden drückte. Hilfeschreie habe sie noch ausgestoßen. Was dann noch geschah, davon wisse sie nichts.

Das andere hatte der Wendelin von den Leuten seiner Nachbarschaft indes erfahren.

Der Thomeleuschler, der früh am Morgen als Treiber zum Schloß hinüberbestellt war, mußte vorerst das kleine Notboot lösen, um damit zur Fähre zu gelangen, die inmitten des Stromes schaukelte mit der jungen Fährmanns-frau, die kein Leben von sich gab.

So war es geschehen.

Der Wendelin strich seiner Frau das schöne reiche Haar zurück und wischte ihr mit müder Hand die heißen Tränen von den Wangen fort.

„Alle Tag' ums Abendläuten' hab' i ham-gedenkt an di . . .“

Mit müder Stimme sprach er es und so, als wolle er einen Vorwurf erheben gegen den, den er als Zeugen anrief, als er sagte: „Und den Herrgott hab' i gebittet, daß er dich beschützen sollt' . . . Warum hat er den Teufel nit in das Wasser gestoßen?“

Wendelin fuhr sich, schweratmend, mit der rauhen Hand über die schmerzenden Augen, dann stand er auf und ging aus der Stube.

Eine Weile stand er draußen unterm Nußbaum, der sein dürres Laub auf Nasen und Ruhebank gestreut, dann schritt er hinunter an den Fluß.

Toll kochte es in seinem Gehirn.

Wenn jetzt der Jager Wolfram gekommen wäre, der Ferge hätte sich nimmer besonnen. Sein eigenes Leben war ihm keinen Schuß Pulver wert.

Er stand auf dem Floß und starnte in die Flut und hatte den Gedanken: Da hinein-springen und alles Leid hat ein Ende. Was auch soll einen auf dieser schandvollen Welt noch freuen, auf der alleweil das Niederträchtige, das Schlechte obenauf schwimmt wie der Unrat auf dem Wasser! Und Gerechtigkeit gibt es keine mehr! . . .

2.

Wie die wilden Fluten der Drau, so verrannt die Zeit.

Die Zeit nahm den Winter mit sich und sie brachte auch wieder den Frühling. Das Alter starb in ihr und das Junge erblühte und die Zeit rann weiter. Sie ist ja ewig.

Die Wildwässer stürmten wieder hervor aus den schattendüstern Bergen, sie sangen wiederum ihr brausendes Lied von der Freiheit, und die Drau rauschte dahin in hoher Flut und ihre schäumenden Wellen schlugen wieder gegen die alte Flossbrücke des Fergen Wendelin, und im grünen Laubdach des Nußbaumes vor dem Fährmannshause begann es zu blühen.

Es war ein Tag zum Freuen und Frohssein, aber der Fährmann Wendelin hatte in seinem Leben keinen traurigeren erlebt.

Am diesem Tage ist ihm sein Weib mitten in blühender Jugend gestorben.

Seit jener unglücklichen Herbstnacht, da man sie von der Flossbrücke getragen, war ihre Kraft gebrochen, ihr Leib ward siech und ihr heiteres Gemüt beschattete die Trauer des Todes.

Dann hatte sie Tage und Nächte gelitten und im Fährmannshause kam ein Kindlein zur Welt. Als solches geschehen, da war auch das bißchen Lebenskraft der Fährmannsfrau dahin und die junge Mutter schloß still die Augen, ließ den Kopf hinüberjinken und war tot.

Wie ein wildes Tier ist der Fährmann aus dem Hause gestürzt, hat seine Fäuste drohend geschüttelt gegen das Drauburger Schloß und einen Fluch getan gegen den Jäger Wolfram.

Dann — ach, dann ist er hingesunken auf die Bank unter dem blühenden Nußbaum und hat erschütternd geweint.

Aber als der erste Schmerz mit den Tränen gelindert, stand in des Fährmanns Brust der Zorn auf, gigantisch an Größe und überschäumender Gewalttätigkeit.

Das Kind riß er von seiner toten Mutter und eilte damit gegen den Fluß, um das kleine Unglückswürmlein in die wildrauschende Flut zu schleudern.

Das unschuldige Kindlein aber hatte seinen Schutzengel; dieser erschien zwar in der Gestalt der Moisia Zwischenbrugger, des Wenzbauern Ruhmagd, doch just noch zu rechter Zeit.

„Mein Gott und Herr!“ rief die Magd und sprang dem Wendelin in den Weg. „Mensch, was treibst du denn?“

Der Ferge hielt inne und sah sie betroffen an. „Soll aa hin sein!“ gurgelte er in seinem Zorn.

„Dein Kind willst umbringen? Rabenater du!“

„Das da? . . . Das is mein Kind nit . . . Der Balg is mir mein!“

„Nachdem gibst es mir, das Hascherle.“

Dem Fergen nahm sie das schreiende Kindlein aus den Händen.

„Das arme Hautla, das unschuldige, soll es nit entgelten.“

So trug die Moisia Zwischenbrugger das Kind von dannen und brachte es in sichere Hut.

Und das Kind ist getauft worden auf den Namen Brigitta. Und es ist aufgewachsen bei fremden Menschen in einer fernen Gegend.

Von dieser Zeit an lebte der Wendelin wie ein Einsiedelmann in dem stillen Hause, das früher so oft widerhallt hatte von dem Singen und Lachen der heitern Fährmannsfrau.

Verdrossen und schweigsam versah er die Fähre und die Stromwache, und alle Arbeit im Hause tat er selbst von früh bis abends.

Zuweilen kam sein Freund Michl vom Wenzbauernhof herunter. Dann hockten sie eine Weile zusammen, rauchten ihre Pfeifen und kritisierten die Weltordnung. Der schwerfömmende Wendelin tat's mit karger Rede und steinharten Worten, indes der lebhaft eifernde Michl das ganze Menschengeschlecht in Bausch und Vogen für eine verdammte Brut und ein Erzg'lump hinstellte. Ja, seine saftigen Reden auf die bösen Menschen genügten ihm kaum, — er mußte überdies noch oft seinen grimmigen Worten verachtungsvoll nachspucken, um seinen Abscheu zu bekräftigen.

Der gute Michl glaubte damit dem grämigen Freunde Herz und Gemüt zu erleichtern, indes



„Mein Gott und Herr?“ rief die Magd und sprang dem Wendelin in den Weg.

den Wendelin schier Schmerz und Leid verzehrten und ihn vorzeitig alterten.

Wenn es einen Herrgott gebe, dann müßte er den Bösewicht züchtigen, der ihm seine Lebensfreude, sein stilles Glück in Scherben geschlagen. Das war der Sinn des Fluches, den der

Wendelin an jenem Unglückstage, da die junge Fährmannsrau ihr Leben mußte hingeben, über den wildrauschenden Fluß gerufen.

Aber dieser Fluch war ungehört verhallt.

So dachte wenigstens der Wendelin, weil sich der Jäger Wolfram, der allgemein für den Nebeltäter gehalten wurde, allzeit des besten Wohlbestehens erfreute und längst zum herrschaftlichen Oberförster aufgerückt war.

Und darüber vergingen die Jahre und dann kam einmal etwas anderes.

Und das war an einem Christabend zur Dämmerstunde. Der Wendelin hatte just ein Lichtlein entzündet, dessen milder Schimmer durch die kleinen Fenster sich in den stillen Winterabend hinausspann, als an der Thür des Fährmannshauses ein jung Mägdlein stand, über und über voll Schneegeflocke, und Einlaß begehrte.

Verwundert war der Fährmann über diesen Besuch und war es dann noch mehr, als das fremde Diandel rasch seine Hand ergriff und schluchzend voll Weh und Freude ausrief: „Vater! Grüß Gott . . .“

Der Wendel wollte erschreckt seine Hand zurückziehen, aber das Diandel ließ sie nimmer los. Auf die Knie fiel es nieder, benetzte des Fergen Hand mit ihren heißen Tränen und flehte: „Was hab' i denn getan, Vater, daß i nit bei Ent derf sein? . . .“

Den Wendelin schnitt es ins Herz, als er das Wort »Vater« aus dem Mund des fremden Diandels vernommen.

Und mit düsterem Blick schaute er abseits.

„Kenn' di nix!“ sagte er. „Was willst von mir? . . . Geh hin wieder, wo du hergekommen bist.“

Aber das Diandel warf sich dem vergrämten Manne vor die Füße und schluchzte bitterlich, der Vater möge ihr das Heimathaus nicht verwehren.

Und ihre Worte erstickten und verröchelten in Leid und Weh.

Lange stand der Ferge da und rang mit sich.

Er war rauh und hart geworden: zu lange schon stand er im Schatten des Lebens, und sein Wesen war herbe geworden wie die Frucht des Baumes, dem kein Sonnenstrahl das Mark durchwärmt.

Und dann war es doch, als glimme noch ein Funken in seinem Innersten, ein Funken des wärmenden Feuers, das genährt wird von der Liebe und von der Barmherzigkeit.

Das flehentliche Weinen des Mädchens brachte ihm wieder den Tag in Erinnerung, an dem seine junge Frau von ihrem Unglück zu ihm gesprochen. Und er gedachte auch jenes Tages, an dem sie diesem Kinde das Leben gegeben, das er in seinem Schmerz und in seinem rasenden Grimm alljogleich verderben wollte.

Und da mußte er sinnen: So war auch ihr Weinen, und ihre Stimme hat den gleichen Klang gehabt. Und das braune Haar, das schöne, und die lieben Augen, die treuen: das alles hat dieses Kind von seiner Mutter. Ja, es ist ihr Kind . . . Und da mußte der Wendelin tief Atem holen und dabei denken: Aber mein Kind ist es nicht . . .

Und doch ward er milde und sprach: „Steh auf, Kind — steh lei auf — bleibst da.“

Dann zog er das Diandel vom Boden auf und wischte ihm mit seiner rauhen Hand über



Und doch ward er milde und sprach: „Steh auf, Kind — steh lei auf — bleibst da.“

das feuchte Antlitz. In seinem Gesichte zuckte es und in der Kehle würgte es ihn.

„Sei still, Diandele — bleibst da — sei still . . .“

Seit diesem Christabend sind drei Jahre vergangen. Brigitta ist zur stattlichen Jungfrau herangewachsen und sie führte mit aller Umsicht einer tüchtigen Hausmutter dem Fährmann das Hauswesen; sie schaltete so regsam und mit so viel Anstelligkeit, wie einst ihre Mutter hier geschaltet, und mit der Floßbrücke wußte sie bald so geschickt umzugehen, daß der Ferge sich sorglos auf das Diandel verlassen konnte.

Dabei ist der Wendelin völlig aufgetaut und ein neuer Mensch geworden.

Mit stiller Freude beobachtete er, wie das behende Diandel von Tag zu Tag immer mehr zum schönen Weib erblühte und wie sich in ihrem feinen Gesichtel das Ebenbild ihrer unglücklichen Mutter immer schärfer meißelte.

Wie Verfühnung mit seinem herben Geschicke

wirkte das auf den Fährmann, und in manchen Augenblicken vergaß er darüber, daß dieses Mädchen nicht seine natürliche Tochter war. Er spann sich tief in den wunderlichen Gedanken hinein, eine göttliche Fügung wolle sein Leid ihm damit lindern, daß sie dem Kinde der Mutter Wesen und Züge verlieh.

Wendelins Freude an dem frohen Sinn und munteren, treuherzigen Wesen Brigittas begann aber einmal bange zu zittern. Des Fergen bärtiges Antlitz, das sich in letzter Zeit immer froher aufgehellte, verdüsterte sich, als wäre finstres Gewölk vor die Sonne gekrochen.

Und solches war eines Sonntags im Hochsommer.

Frohgemut ist der Fährmann noch auf der hölzernen Ruhebank unter dem Nußbaum gesessen, hat den Rauch aus seiner Pfeife in die lichte Luft lassen flattern und dabei dem summenden Glockengeläut nachgesonnen, das sich tönend wie ein hochgeweihtes Sonntagsglied zu den Turmluken der Dranburger Kirche hinaus-schwang und hinsang über die Auen, hinein in den friedenvollen Sommer-tag und den Fergen jenseits des Flusses zu stiller Andacht zwang.

Brigitta war drüben in der Kirche.

Und zu dieser weisevollen Stunde stieg des Wenzbauers Michl den taufeuchten Wiesenpfad vom Hof herunter und setzte sich zum Fergen auf die Bank und wußte von Dingen zu erzählen, die den Wendelin um seine Ruhe brachten. Ob der Wendel denn alles vergessen, was ihm der Förster Wolfram einst angerichtet? wollte der Michl wissen.

Und dieses Fragen kam dem Fährmann verwunderlich vor.

„Dem geh' i aus 'm Weg,“ erwiderte er und schaute den Knecht mit fragenden Augen an. „Wo i kann, geh' i iahm aus 'm Weg. Wir brauchen aver den andern nix.“

Der Michl pfeifelte dicke Rauchschwaden in die Luft. „Den Alten betrifft es dasmal nix,“ erklärte er und spie wieder einmal verächtlich zur Seite. „J glaab, der Apffel fällt nix weit vom Baam . . .“

„Kenn' mi nix aus, was manst?“
 „Daß der Förstnersohn, der Wolf, aa nix die saubern Diandlen verachtet.“

„'s sege tuat kaner,“ meinte der Wendelin, und bekam dabei plötzlich ein heißes Schreckgefühl.

„Mir hamt es aa nix getan — hast recht,“ sagte der Michl. „Aber dein Diandle . . . Wasst, angeht es mi nix — —“

Da hatte der Wendel schon seine Pfeife aus dem Mund.

„Was?“ schrie er den Michl an. „Was verzählst da?“

„Daß mir Zeit,“ wehrte der Michl ab. „J moan, es werd no nix z' spat sein. An Kirchgang hat er die Gitta anigsamal abgepaßt — durch die Au is er mit ihrn gegangen — jeint g'fehgn worn . . . No, werd lei nix so dumme sein 's Diandle. Ruast aber decht a ernstes Wörtl reden mit ihrn.“

Der Wendelin schien über diese Neuigkeiten ganz erstarrt.

„J's nix dahinter,“ redete der Michl weiter, „wenn es a andrer Bursch is. In koa Kloster taugt sie nix, die Gitta. Waar aa damisch schad um so a Diandle ins Kloster — das sag' i! Sollen die einegeahn, die nix in die Welt taugen: die Schiachn, die Kropfeten und die Buckligen und die Bleichsüchtigen — die sollen einegeahn, wann jener a Freud macht . . . Aber die Gitta soll amal ein' braven Bauern krieg'n — und den kriegt 's Diandle leicht — das sag' i! . . . Die Haren müssen jener ablafen, die besten Besitzersöh'n, um

so a Diandle wie die Gitta. . . Aber den Förstnersohn — woast, Wendel, den treibst ihrn aus . . . J's nix nuß, was vom Schloß kimmt — das sag' dir i! . . .“

Der Ferge nickte: ja, ja, da hast recht, Michl. Und Wendelins Kopf füllte sich mit Sorgen-gedanken.

Dann redeten sie vom Wetter und vom Hafer, der schon zu reifen begann, und von andern Dingen.

Und nach dem Wandlungsläuten rauchte sich der Michl eine frische Pfeife an und stieg gemächlich bergwärts zum heimatlichen Hof.

Der Fährmann aber ballte die Fäuste. Mit Grimm mußte er darüber nachsinnen, weshalb denn just mit ihm das Leben ein solch böses Spiel treibe.



„Was?“ schrie er den Michl an. „Was verzählst da?“

„Vom Teufel mißasset das wieder z'sammen-
g'spielt sein!“ brummte er verstimmt.

Als die Brigitta aus der Kirche kam, glühten
ihre Wangen und ihre Augenlein strahlten eitel
Freude aus.

Dem Fergen entging das nicht. Mit schweren
Gedanken schritt er hinter den Leuten vom
Wenzbauernhof, die er mit Brigitta über den
Fluß herübergeholt, den Steig zu seinem An-
wesen herauf.

Er ging lange in sich, denn sein Wesen war
bedächtig und langsam.

Und als die Brigitta drinnen auf der Herd-
stelle Feuer machte und der Rauch zur offenen
Tür herauszog, schritt der Fährmann um seine
Hütte herum und dachte dabei wieder an jenen
Tag, da er mit dem neugeborenen Kind zur
Drau hinunterlief und es in den Fluß wollte
werfen.

Wenn er es getan hätte!

Weiß Gott, was dieses tückische Leben nicht
schon wieder für ihn ausbrütete. Es war ja
schon zu lange alles gut gewesen!

Aber nach dem Mittagessen wollte er dem
Diandle auf den Zahn fühlen. Was der Pfarrer
gepredigt, das war die einleitende Frage. Und
dann erkundigte er sich — er war sonst gar
nicht neugierig, der Wendelin — ob des Wenz-
bauern Lise, die schon seit Monaten in der
Stadt in einem bürgerlich'n Gasthof die Koch-
kunst erlernte, bald nach Hause käme. Und die
Gitta erzählte ihm, daß der Pfarrer gepredigt
habe über das Evangelium vom Pharisäer und
Zöllner; und daß des Wenzbauern Lise, wie sie
reden gehört, noch bis zum Kirchtagsonntag in
der Stadt verbleibe. Und weil just vom Kirch-
tag die Rede war, fragte der Ferge, ob des
Schloßwirtes neuer Tanzsaal, an dem sie schon
lange her bauen, bis zum Kirchtag hin wohl
fertig sein werde, was die Brigitta als sicher
zu beantworten wußte, weil, wie sie gehört,
am Kirchtag schon im neuen Saal getanzt werde;
und dabei begannen ihre vollen Wänglein zu
glühen und ihre Augen leuchteten wie in Er-
wartung einer großen Freude.

Dieses Glühen und Leuchten in dem jungen
Mädchengesichte entging dem Fergen nicht und
es machte ihn bekümmert, denn er dachte sich:
Feuer fangen tut es leicht, das Diandle; wenn
es am Ende nicht gar schon zu spät ist. Es
kam ihm zu Sinne, weshalb er nicht schon
früher davon zu dem Mädchen gesprochen. Gitta
war in den Jahren, wo so manche ihrer Ge-
schlechtsgenossinnen strauchelte. Und sie ging
schier mit verbundenen Augen in das Leben
hinein, ohne rechte Stütze, nachdem die weisende
Mutterhand ihr so frühzeitig entglitten war.

Also ergriff der Ferge Wendelin die Gelegen-
heit und sprach in seiner einfachen Weise von
den Gefahren des Lebens, insonderheit davon,

wie solche Kirchtage und Tanzunterhaltungen
häufig gefährlich seien für ein junges, uner-
fahrenes Mädchen. Die Burschen wären bei
solchen Anlässen leicht voll Uebermut und toller
Einfälle; sie versprächen der einen und der an-
dern Himmel und Erde und gar das Heiraten,
und führten alle Listen und Ränke ins Treffen,
um so ein leichtgläubig Diandle zu betören und
es fürs ganze Leben oft unglücklich zu machen.
Hinterher reden sie sich leicht auf einen Rausch
aus, wollen von allem nichts mehr wissen und
das dumme Ding sitze da.

Ueberhaupt, meinte der Wendelin, wäre es
schon für manches Diandle besser gewesen, wenn
es nicht gleich mit dem Erstbesten angebandelt
hätte, der es mit allerlei Schmeichelnworten zu
betören versucht, wie es besonders die „Nobligen“
gerne tun, die sich nur so lange um ein armes
Diandle bemühen, bis sie es in Unehre und Un-
glück gebracht, sich dann aber aus dem Staub
machen, weil sie ihres Ansehens wegen so ein
einfaches Dorfmädel doch nicht heiraten könnten.
Wenn es noch gut gehe, machen diese Leute die
Sache mit Geld ab, aber das Diandle schaue
darauf kein ehrenhafter Bursch mehr an.

Und zum Beispiel, meinte der Wendelin zu-
letzt: des Försters Sohn, der Wolf, vom Schloß
drüben, soll auch einer sein, der gern den
Diandlen nachlaufe und sie zu fangen suche.
Ja, er werde halt auch um keine Laus besser
sein als sein Vater, vor dem noch heute kein
Frauenzimmer zwischen fünfzehn und fünfzig
sichergehe.

Stille saß die Brigitta da und horchte auf
dieses sonderbare Reden; sie legte ihre Hände
in den Schoß und spielte mit ihren Fingern
und senkte ihren Blick darauf und fühlte dabei,
wie ihr das Gesicht heiß wurde bis über die Ohren
hinauf, die sich röteten, als fühlten sie Scham
darüber, was sie da hören mußten. Des Mäd-
chens Gedanken aber gerieten in Widerstreit:
die einen wollten dem Vater recht geben, die
andern lehnten sich auf gegen diese Anschauung
über die Liebe, insbesondere über jene der so-
genannten „Nobligen“; denn gar oft war es in
einem schönen Geschichtenbuch zu lesen, wie ein
solcher Nobliger ein armes, braves Mädel vor
den Altar geführt und glücklich mit ihm ge-
worden ist. Gewiß nicht alle seien so schlimm,
wie der Ferge glaubte. Und wenn der Drau-
burger Förster ein solcher ist, so muß sein Sohn
nicht von der gleichen Gattung einer sein. Und
das ist auch nicht wahr, daß der Wolf falsch
sei; er hat sie, die Brigitta, auch nie zu betören
versucht; er hat noch nie ein Verlangen solcher
Art, wie der Vater davon sprach, an sie gestellt.

Und das — ja, das Bujserl, das er ihr heute
auf dem Weg durch den Auwald hat geben
wollen? . . .

Nun, das hat die Brigitta abgewehrt, obwohl

ein solches Bussjerl noch kein Unglück sein wird. Besitzt die Brigitta in ihrem Kleiderkasten, aufgehangen an der Thür, doch ein schönes Lebkuchenherzlein, das — nicht etwa mit der Hand darauf geschrieben, sondern mit wirklichen Buchstaben darauf gedruckt — dieses Liebesprüchlein trägt: „Ein Küßchen in Ehren kann niemand verwehren.“

Hatte sich Brigitta dieses Sprüchleins etwa nicht erinnert, als sie mit dem Jägerssohn durch den Auwald gegangen? O gewiß! Und dennoch hat sie das Küßchen verwehrt!

Und wie war sie jetzt froh, daß sie so fest war geblieben, daß sie doch gegen das Sprüchlein gehandelt!

Wie eine schwere Last fiel es von Brigitta, als der Ferge aufstand, um ein Fuhrwerk, das von Drauburg kam, über den Fluß zu bringen.

Brigitta ging ihrer Hausarbeit nach und von dem, was an diesem Sonntag unterm Nußbaum gesprochen worden, war keine Rede mehr.

Am Kirchtagsonntag hatte der Ferge Wendelin völlig ein Erbarmen mit seinem Diandel. Er hatte wohl erwartet, daß die Gitta zum Tanz werde eilen. Aber sie blieb daheim. Als am frühen Nachmittag die Burschen und die Diandeln vom Wenzbauernhof vorübereilten, jedes mit fröhlichem Gesichte und aufgelegt zur Freude, zum Lustigsein und Tollen, da wollten sie auch des Fährmanns Brigitta mit sich nehmen; der junge, krausköpfige Knecht David aber mochte es gar nicht begreifen, daß dieses heitere, liebe Mädchen den ganzen schönen Kirchtag im einsamen Fährmannshause ver sitzen wolle; er bettelte lange, aber die Gitta blieb daheim.

Der Fährmann konnte nichts merken, daß dieses Heimbleiben zu Trutz geschah. Das Mädel war freundlich und verrichtete wie sonst mit Eifer und Fleiß seine Arbeit. Vielleicht ein bißchen stiller wird es gewesen sein. Als es dann mit einer Handarbeit neben dem Fergen auf der Bank unterm Nußbaum saß und es manchmal schien, als hätte sich vom Schloßwirt drüben ein Musikton verirrt und wäre herübergeflogen zum Fährmannshause, da glaubte der Ferge wohl zu bemerken, daß ein Tränenfügelchen sich von Brigittas Augenwimper löste und stille dem Mädel in den Schoß tropfte.

Und das ergriff den Wendelin so tief, daß er dem Diandel über das weiche Haar strich und sprach: „Verwehr'n will i dir's nit, Gitta, wenn du magst, geh bis a'n Abend hinüber.“

Aber die Brigitta antwortete: „Naa, Vater, wenn es Euch nit recht is, geh' i nit.“

Der Fährmann schwieg. Dieses willige Verzichten Brigittas auf eine Freude, die ihr vor drei Wochen noch die Augen leuchten gemacht, gedachte er dem Mädchen zu belohnen.

Ach, wie war es wehvoll, dieses Verzichten!

Die halbe Nacht konnte das Diandel nicht einschlafen. Alles war so still, kaum das Rauschen des Flusses war zu vernehmen, und wieder schien es Gitta, als summe manchmal ein verflogener Musikton zu dem angelehnten Fensterflügel herein. Und dann mußte sie wieder daran denken, wie ihre Kameradinnen jetzt tanzen und sich freuen in Jugendlust und wie des Försters Wolf sie suchen werde, weil er ihr nach dem Kirchgang noch das Versprechen, daß sie kommen werde, abgebetelt hatte.

Weshalb sie nur daheimgeblieben war? Sie konnte sich keine Antwort geben, warum sie sich diese Freude versagt hatte.

War etwa doch das warnende Reden unterm Nußbaum schuld?

Also, in Gottes Namen wollen wir schlafen! Das Mädchen begann wieder zu beten wie ein frommes Kind, damit es diese quälenden Gedanken verschende. Es kam kein Schlaf.

Um Mitternacht ging der Wenzbauer mit seiner Tochter Lise vorbei; sie kehrten vom Drauburger Kirchtag heim, und ein Knecht, dem der Wendelin für die unruhige Kirchtagsnacht die Fährre anvertraut, damit er selbst ungestört schlafen konnte, hatte sie übergeföhren.

Dem Wenzbauer, der bei derartigen Anlässen gern großtat, eine freigebige Hand zeigte und selbst gern zechte, war es an seiner lauten, gröhrenden Stimme anzumerken, daß er sich famos unterhalten und nicht zu wenig getrunken hatte, und der Lise frohes Lachen ließ vermuten, daß auch sie vom Verlaufe des Kirchtags zufrieden war.

Weil die Nacht so hell, trat Brigitta an das Fensterchen und schaute eine Weile den beiden Kirchtagsgästen nach, wie sie den Wiesenpfad hinanstriegen, die Lise voraus mit hochgeschürztem Kleid, daß das blühtweiße Unterröcklein im Mondlicht schimmerte, und hinterdrein ihr Vater, torfelnd und ab und zu noch ein unverständliches Wort hervorpustend.

Ein wenig schier wie Neid um die Freuden des Kirchtags überkam es die Brigitta.

Als endlich die Mondscheibe nach Nordwest hin stille davonschlich und der taufrische Sommermorgen wieder die Erde mit einem neuen Tag zu beschenken gedachte, hatte sich des Diandels im Fährmannshause doch der milde Schlaf erbarmt.

Aber nur von kurzer Dauer war dieses Schlafen, denn bald nachher kam ein Wenzbauerischer Knecht — der junge David war's — über den Kiegel herauf und begann zu singen:

„A'n Ran bin is g'fessen,
Hab' g'wartet af di,
Aber du bist nit kommen,
Hast vergesen af mi . . .“

Der David hatte eine schöne Stimme; wenn sie jetzt auch ein bißchen übernächtigt, vom Tanzen

verstaubt und vom Trinken und Jauchzen angegriffen, so war sie doch nicht unangenehm anzuhören, und die Gitta war erwacht und lauschte; wußte sie doch, daß es ihr vermeint war.

Der kirchtagsübermütige Bursch wollte auch nicht vorbeigehen, ohne ein wenig an Gittas Fensterlein sehnsuchtsvoll zu klöpfeln und dem Mädchen einen freundlichen guten Morgen



Die Lise schritt voraus und hinterdrein ihr Vater.

hineinzusagen. Er gab sich eine Weile bedeutend Mühe, um das Diandle zum Plaudern zu bringen, aber es gelang ihm nicht. Gitta verhielt sich mäuschenstill, obgleich sie alles verstand, was der Bursch ihr in seiner Verliebtheit, halb scherzhaft, halb im Ernst, zum Fenster hineinraunte.

In der Absicht, am Fenster Brigittas vor dem Heingang noch ein Stündlein zu brenteln und zu plaudern, hatte sich der David wie ein schlaues Füchslin von seinen Kameraden fortgeschlichen, aber, wie es sich nun zeigte, hatte er damit kein Glück. Weil er von dem Mädchen keine Antwort erhielt und er kein Wildfang war, der deshalb gleich das Fenster eingeschlagen hätte, ging er schweren Herzens seines Weges. Zum Abschied aber wollte er der Gitta doch eines singen, und im Fortgehen stimmte er, so innig und gemütswarm er's nur vermochte, dieses an:

„Pfiat di Gott, mei liab's Täuberle,
Und der Himmel sei mit dir!
Wann an Buam amal brauchen sollst,
Nacher frag lei nach mir.“

Und als der Bursch hinaufkam zum Ueberstiegel, da wandte er sich noch einmal zurück und jauchzte in das Tal hinein, daß es widerhallte in Wald und Flur. Wie ein letzter Gruß war das an den Kirchtag und wohl gewiß auch an das Diandle drunten im Fährmannshause.

Als der Ferge Wendelin sich am Morgen von seinem Lager erhob, empfand er eine stille Freude, denn nun glaubte er, daß die Gefahr von seinem Hause und von Gitta abgewendet sei. Er bildete sich ein, daß die Brigitta nun aller Gelegenheit aus dem Weg werde gehen, die sie mit dem Försterssohne zusammenführen könnte.

Ein weiterer Trost für den Wendelin war es noch, als er vom Knecht Michl erfuhr, daß des Försters Sohn auf dem Kirchtag mit der Wenzbauern Lise recht fleißig getanzt und daß die Lise mit ihrem Vater in des Schloßwirts Extrazimmer am Herrentisch geseßen, wo die Herren vom Schloß, darunter auch der Förster mit seinem Sohn, beisammensäßen. Und daraufhin reimte sich der Michl folgendes: „Werst seh'n, Wendel, unser Lise werd dem Förstner-suhn seine Braut. Na, z'weg'n meiner! Daß die Lise amal an Bauern nahm, das hab' i eh nia geglaubt. Für a Bäurin hat sie ihr Vater aa nix in die Stadt z'geben brauchen, damit sie die fein Bräuch' derlernt und das noble Kochen — das sag' dir i! Denn, sag mir amal: zu was eppan brauchet sie das als Bäurin? So a feines G'fraß kostet lei viel Geld und is nix für unseran, der hart arbat'n muaß. Hab' i recht oder nit? Na, alsdenn! Und daß i dir sag': schon nobel fauber banander is das Diandle — ganz wie ra Stadtfraül'n — das muaß oans gelten lassen! Z'weg'n meiner sollen sie lei tan, wie sie mög'n — is mir wurscht. Den Förstner — den Lumpen — das waßt, Wendel — den möcht' i nix als Schwieger — i nix, i — pfui Teufel!“

Der Michl spuckte da wieder einmal verächtlich aus, was er immer tat, wenn ihm etwas nicht gefiel und er dagegen doch nichts tun konnte. Dann wußte er weiter zu berichten: „Daß der Lise der Förstnersuhn g'fällt, das hab' i ja schon lang g'mirkt; die Händ' hab'n sener (sie sich) lei so gedruckt ban Tanzen. Na, is ja weiter ka übles Paar z'samm — all's, was wahr is. Und du, Wendel, du magst froh sein, daß mit dem Lumpen da dorten nit nochmal was z' tan kriagst!“

„Gott sei Dank!“ seufzte der Fährmann.

„Das fehlet mir!“

„Und a Loch in Kopf,“ meinte der Michl vergleichsweise.

Zur Brigitta sagte nach diesem Gespräch der Ferge: „Waßt schon, die Lise soll sich afn Kirchtag recht gut unterhalten hab'n — hat ja

fleißig mit 'n Förstnersohn getanzt. Na ja — was hätt' sie aa ihr Vater so lang in die Stadt gegeben? Wird lei eh schon lang a ausg'machte Sach' sein g'wen, daß die zwoa amal z'sammenheiraten."

Das Mädchen beherrschte sich tapfer. Das Herz begann ihm wohl rascher zu pochen, aber nichts verriet, wie schmerzvoll diese Nachricht auf Gitta gewirkt. Sie dachte wohl daran, wie frohgemut die Wenzbauerntochter vom Kirchtag heimgekehrt war; wie sie an Gittas Fenster fröhlich vorbeigelacht — so konnte nur jemand froh sein, der eine Freude erlebt.

"Die Lise ist um Mitternacht mit ihrem Vater heimgegangen," sagte Brigitta. Und das war alles, was sie darauf gewußt.

3.

Der Ferge Wendelin wiegte sich in falschen Träumen. Er war weit auf dem Holzwege, wenn er sich einbildete, die Sache, die ihm so viel Widerwillen verursachte, sei nun in Ordnung.

Für solche Dinge hatte der Fährmann einmal kein Auge und keinen Sinn, und mit seiner auf Michls Evangelium aufgebauten Erzählung hatte er das Gegenteil von dem erreicht, was er erreichen wollte; ein löschender Wasserstrahl sollte es sein, und er hatte erst recht das Feuer entfacht.

Für Brigitta war jetzt das heimliche Lieben keine Idylle mehr — jetzt wurde es ein Ringen mit der Nebenbuhlerin um den Geliebten. Bisher war es ja nur ein harmloses Getändel; und die heitere Liebesidylle hätte sich vielleicht noch lange in dieser Art weitergespielt. Jetzt wurde es ernst; in Brigitta erwachte die Eifersucht, die Sorge um den Verlust des Geliebten. Sie wußte wohl, daß sie nichts besaß als jene Vorzüge, womit die Natur sie ausgestattet. Was der Lise davon abging — wenn sie auch gewiß nicht häßlich war — das wog sie als Großbauerntochter reichlich auf; in diesen Stücken konnte sich die Brigitta mit ihrer Nebenbuhlerin nicht messen.

Das aber war es, was der Gitta Trutz herausforderte; und dieser Trutz erhob sich in dem sanften, schlichten Mädchen wie ein brausender Wildbach, der sich wohl hemmen, aber nicht fesseln läßt, nicht aufhalten in seinen tollkühnen Sprüngen und Stürzen über das Gewir der Felsen und durch die Enge der Schluchten.

Jetzt wollte sie ihn festhalten, den Geliebten, und von der reichen Bauerntochter wollte sie sich nicht verdrängen lassen. Die durfte ihn nicht haben, den Wolf — die Wenzbauern-Lise nicht!

Dann kamen freilich auch wieder die Zweifel, und das Mädcl fragte sich, ob denn der Sohn des Schloßfürsters eine arme Fährmannsdirn werde zum Weib nehmen dürfen? Und es baute

sich eine hohe Mauer auf vor ihr, und bange wurde ihr und sie begann zu zagen; sie dachte an die Lise, die teure städtische Kleider trug, die feine Manieren und sonst allerlei gelernt, was nötig für ein Mädchen, das nicht just einen anspruchslosen Bauersmenschen freien wolle, sondern einen „Herrn“ — und, ach, von all dem hatte sie nichts. Sie war ein Naturkind, mit guter Auffassungs- und Anpassungsgabe zwar, gesittet im Umgang mit ihr Fernstehenden, ansonst aber eine wilde Hummel.

Und wie die starke, die echte Liebe imstande ist, Berge zu versetzen, so warf auch Gittas Liebe die hohe Mauer in einem kühnen Ansturm nieder: mußte sie denn Förstersfrau werden? Konnte der Wolf nicht Fährmann sein?

Ja, die Liebe, die knackt so eine harte Ruß in Handumdrehen auf.

Allein, damit hatte es doch noch seine gute Zeit.

Das Gerede, die Wenzbauerntochter werde bald Frau Försterin werden, mochte nimmer verstummen. Eines war dabei freilich seltsam, daß niemand von einem besonders bräutlichen Verhältnis zwischen dem Wolf und der Lise etwas merken konnte, indes man ab und zu davon sprach, daß der Förstersohn wieder mit der Fährmannstochter gesehen worden.

Und der Ferge Wendelin, der zumeist nur auf der Flossbrücke mit den Leuten in Verührung kam, war blind und taub und der Michl desgleichen, weil beide sich in den Traum einwiegen, der Förstersohn werde die Wenzbauerntochter heiraten.

* * *

Zu Weihnachten kam zu Brigitta das Christkindel.

"Schau, Diandle," sagte der Ferge mit heimlicher Freude und zeigte auf einen großen Pack, den er auf den Tisch legte, „das da hat dir 's Christkindle gebracht."

Die Augen des Mädels haben darüber einen Glanz ausgestrahlt wie zwei milde Himmelssterne, und die Wangen haben in heißem Rot erglüht.

Als Gitta die Umhüllung öffnete, lag schönes Zeug für ein Kleid darin.

"Das is für'n Kirchtag," sagte Wendelin schmunzelnd, „weil du so brav bist daheimgeblieb'n."

"Bergelt's Gott, Vater," bedankte sich Gitta. „Aber das hab' i nit verdient — so viel nit."

Seltsam hat dieses Weihnachtsgeschenk auf das Mädchen gewirkt, so daß ihm ein paar Tränenperlen aus den glänzenden Augen purzelten.

"Wohl, wohl," sagte der Ferge, „du hast es schon verdient — und — bleib nur brav, Kind!"

Es würgte ihn auch, als er an Gittas Wangen

die Järlein sah, die er für einen Ausbruch von Dankbarkeit und Freude hielt.

Doch als der Wendelin nachts aus der Gitta Kämmerlein etwas wie verhaltenes Weinen und Schluchzen vernahm, sann er hin und her, weshalb dem Mädchel sein Geschenk so sehr zu Herzen gehen mochte. Er sann und wiegte den Kopf, aber er wurde nicht klug.

Am Dreikönigstage lief in Drauburg beim Schloßwirt viel tanzlustiges Volk zusammen. Der Schloßwirt hatte einen Ball ansagen lassen, und so ein lustiger Tag nach der stillen Advents- und Weihnachtszeit kam den Leuten nicht un- gelegen.

Was jung und lustig war, talauf und talab, von weit und breit, kam herbei, um wieder ein- mal zu tanzen und sich, Liebe begehrend und Liebe gewährend, in die frohen Augen, in die leuchtenden, zu schauen und sich zu freuen bei Spiel und Tanz.

Auch die Leute vom Wenzbauernhof ließen sich diesen Braten nicht entgehen, und der Knecht David hatte schon vorher den Wendelin so lange gebettelt, er möge ihn die Gitta zum Ball führen lassen, bis der Fährmann nachgab und ja sagte.

„Aber 's Diandle hast wieder brav hamzu- bringen!“ trug er dem David strenge auf. „Das mirkst dir — sunsta hast mit mir z' tan!“

Dem David lachte das Herz. Hätte der Fähr- mann weiß Gott was verlangt, dem Burschen wäre nichts zuviel gewesen, um die Gitta zum Tanz führen zu dürfen.

Die Burschen von Drauburg und rundherum sollten schauen!

Im Extrazimmer des Schloßwirtes saßen auch heute wieder die Herren vom Drauburger Schloß: die herrschaftlichen Beamten und die Forstleute, mit ihnen auch der Oberförster und sein Sohn, der in seiner Jägertracht einer von den Schmucksten war.

Doch der Wolf fühlte sich in dieser Gesell- schaft recht beklemmt; schuld daran war die Anwesenheit des Bauers von der Wenz mit seiner Tochter, was den Jägersohn Unliebsames ahnen ließ, sintemalen sein Herr Vater ihm betreffs des Wenzbauern Lise schon allerlei An- deutungen gemacht.

„Und der Brigitta hab' ich es heilig versprochen, daß ich auf diesem Ball kein einzig Mal mit der Lise tanze,“ dachte Wolf. „Wie soll ich das jetzt anfangen?“

Es hatte ihn auf den damaligen Kirchtag hinauf Mühe genug gekostet, sich mit dem Fährmannsmädchel wieder auszuöhnen. Und schon mußte er von Brigittas Anwesenheit.

Jegendein fadenscheiniger Vorwand ließ sich finden, um sich aus dem ungemütlichen Herren- zimmer zu drücken.

Und in den Stuben, wo die Burschen und

Mädchen mit erhitzten Gesichtern in Dunst und Rauch an den Tischen saßen und wo es sumnte und lärmte, da hat der Wolf die Brigitta ge- sucht.

Und sie haben sich gefunden mit den freudig leuchtenden Blicken, in denen das Feuer der Liebe lodert, und sie haben sich im Tanze gewiegt und waren voll Seligkeit.

Was bekümmerte es sie, daß ein paar Augen sie scharf beobachteten, daß der krausköpfige Knecht David an der Wand lehnte und sich mit allerlei rebellischen Gedanken beschäftigte, so zum Beispiel, ob es sich wohl schicken täte, jetzt teck hinzugehen und dem Försterssohn die Bri- gitta sanft aus den Armen zu nehmen und da- bei zu sagen: „Bitt schön, mir aa a bissele!“ — und falls der Wolf dagegen etwas haben sollte, ihm ein etliche außs Dachel geben! Des Försterssohnes wegen hat er, der David, doch nicht immerzu den Fährmann gebettelt, die Gitta auf den Ball führen zu dürfen. Und was hat der Wendelin gesagt: 's Diandle soll ich wieder brav heimbringen — fürlandi!

Jetzt war es ein Glück, daß das Wiegen und Tanzen zu Ende war. Dem David war schon gar nimmer recht gut vor lauter Schneid.

Aber weil die Tanzpaare zu früh aus ihrer Seligkeit gerissen wurden, verlangten sie nach Fortsetzung, und die Spielmänner setzten und huben von neuem an.

Der Försterssohn, der seine Tänzerin noch nicht losgelassen, wollte just mit flottem Schwung das Wiegen und Walzen fortsetzen, als ihn der Knecht David am Arm ergriff.

In dem tanzenden Trubel wurden sie ein wenig unsanft hin- und hergestoßen — das tat aber nichts.

„Halt aus!“ sagte der David. „Jaga kimm amal i dran!“

Doch das kam dem Wolf komisch vor, und er meinte, es sei das beste, diesen Bauerndodel abzuschütteln.

Weil der Bursch nicht auslassen wollte, ließ der andere sich hinreißen, etwas von „Frechheit“ zu sagen, was den Knecht veranlaßte, etwas von „Maulhalten“ zu erwidern.

Darüber wurde das Fährmannsdiandel bleich, und der Wolf hätte spüren müssen, wie das Mädchen zu beben begann.

Nur das eine Wort sagte sie: „David!“

Und ihre hellen lieben Augen schauten den Burschen so eindringlich und fragend und er- staunt an, daß der David sich einen Augenblick besann. Ihre Gunst wollte er sich nicht vertun. Und der Ton, wie sie jetzt seinen Namen ge- rufen, ihr Herschauen auf ihn, die stumme Bitte in ihrem Blick, das warf ihm seine Vorsätze um.

„Na guat,“ sagte er. „Dir zulieb!“

Und er ließ den Arm des Jägers los.

Doch, wie es schon oft ist: schwoll auf ein-

mal dem Försterssohn der Kamm und er nahm dieses „Dir zulieb“, das ihm wie eine Demütigung vorkam, dem David krumm.

Ob er, der David, ein Recht hätte an die Brigitta? fragte er den Burschen scharf.

Und der andere hinwiederum wollte wissen, ob den „Herrn Förstnerjuhn“ dieses etwas bekümmere.

Dabei standen sie auch schon an der Wand und schauten einer dem andern so fuchswild in die Augen, wie zwei kampflustige Gockel. Und einer erwartete den Angriff des andern.

Sie hörten auch nimmer auf das Bitten des Mädchens, das mit angstvollen Blicken zwischen ihnen stand.

Ein paar Augenblicke lang erhielt sich diese ungemütliche Spannung, und um die zwei schlagbereiten Kämpfer sammelte sich schon ein Kreis Neugieriger.

Der Försterssohn zog die Brigitta an sich und wollte seines Weges gehen. Doch angesichts der vielen Zuschauer, von denen einer und der andere noch ein aufhezerisches Wort hinwarf und damit das Feuer schürte, konnte sich kein Bursch, so er nicht als Feigling wollte gelten, eine derartige Niederlage gefallen lassen.

In David wurden Scham und Trutz lebendig. Ein behender Sprung und er hatte Wolf von des Mädchens Seite gerissen. Just so viel, daß der Jäger nicht hingefallen ist.

Und das war dem Försterssohn um eins zuviel. Das konnte er sich von dem Bauerndodel nicht gefallen lassen. Er war auch kein Letzeige.

Die Faust schlug er dem Burschen ins Gesicht, daß es schier Funken gab.

Auf dieses Zeichen hin entwickelte sich jene Energie menschlicher Kräfte, die gemeinhin Raufen genannt wird und die sich in absonderlichen Bewegungen und Lauten kundzutun pflegt, von welchen Pusten, Fauchen, Poltern, Zerren, Stoßen, Fallen und das Klatschen auf weiche Körperteile die gebräuchlichsten Begleitererscheinungen sind, vermischt mit leuchtend ausgestoßenen Worten nebst kirrenden Weiberstimmen, zu dem sich nach Umständen noch das Klirren zerschlagener Gläser, das Krachen von Stuhlbeinen und — als Folge — das Krachen harter Bauernschädel gesellt.

Weil es jeweils Menschen gibt, die in freigeberiger Weise von ihrer überschäumenden Kraft gerne an andere abgeben, wirkte auch hier so gleich eine Anzahl schlagkräftiger Bauernhäufte mit, unter deren Wohlmeinung es dem Försterssohne, dem sie gütigst zugehört waren, schlimm ergehen hätte müssen.

In dieser kritischen Lage ereignete sich ein Zwischenfall, den niemand voraussehen konnte, der aber eben deshalb und durch sein unverhofftes Eintreten die Beteiligten derart ver-

blüffte, daß durch ihn die Situation verändert wurde.

Das Fährmannsmädel stand auf einmal inmitten des raufenden Knäuels der Burschen.

„Sie derkschlagen ihn!“ schrie es. Und das Diandel breitete seine Arme aus, um den Wolf zu beschirmen. Und es wehrte die Burschen ab, die einen Augenblick verduzt ihre Fäuste sinken ließen. Einem aber, der seine Schwungkraft nimmer hemmen konnte, dem stieß die Brigitta ihre Faust ins Gesicht, daß der Bursch heulend zurücktaumelte.

Das alles war in Drauburg ein wenig neu, ein bißchen seltsam. Man freute sich fast über die Schneidigkeit dieses Mädchens, und es war heiter, wie flink es den David von rückwärts am Kragen erfaßte und vom Jäger wegzerzte.

Ob der Bursch ablassen wollte oder nicht — der Hemdtragen mit der Binde schnürte ihm so arg den Hals zusammen, daß die Brigitta ihn in ihrer Aufregung beinahe abgewürgt hätte.

Indessen kamen die Gäste aus dem Extrazimmer herbei und zogen den Försterssohn aus der Affäre.

Und nachher stand die Brigitta draußen in der kalten Winternacht, hielt sich die Hände vors Gesicht und mußte weinen.



„Sie derkschlagen ihn!“ schrie es. Und das Diandel breitete seine Arme aus.

„Just i bin schuld,“ klagte sie sich an, „und wär' i nur lieber dahamgeblieb'n! Was wird der Vater sagen, wenn er die Schand' derfahrt!“

Der David stand vor ihr und beteuerte schon zehnmal, wie leid es ihm tue, das mit dieser dummen Rauferei.

„Wahst, Gitta,“ versuchte er sich zu rechtfertigen, „daß i dich bei dein' Vattern hab' ausgebittet und der Förstnerfuhrn getan, als hätt' er dich afn Ball g'führt — wahst, das is ka G'hört-sichnet! Aber deinetweg'n nimm i alles af mi, weil du ja niz dafür können tuast. Und z'wanen hör' iatza auf und seint wir wieder guat mit'nander.“

Brigitta aber horchte nimmer auf des Burschen gütiges Zureden — sie verlangte heim.

Im Tanzsaale umschlangen sich indes wieder die Paare und walzten und wiegten sich zur Musik und manch übermütiger Zauchzer gab Kunde von der Lust und Freude da drinnen.

Anders im Extrazimmer. Da hat der Mißtön die Harmonie gestört.

Der Herr Oberförster wollte schier ersticken vor lauter Aerger über „so einen Skandal“, und der Bauer von der Wenz war brummig wie eine verstimmte Bassgeige. Die Lise machte ein so betrübtes Gesicht, daß sie einem Leid tun konnte, und der Wolf, der hat sich sein fauber ferngehalten von dem gewittereschwülen Herrenzimmer und war indes damit beschäftigt, irgend-wo seinen von den ungeschlachteten Bauerntaken zerknüllten äußerlichen Menschen einigermaßen in Ordnung zu bringen.

Unrühmlich war seine Aufführung, das kam ihm beiläufig zu Sinnen. Was er vom nächsten Tage erwartete, blieb nicht aus. Es gab eine Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn; der Förster nannte die Fährmannstochter eine freche Dirne, die es angelegt hatte auf den Skandal. Der Sohn nahm das Mädchen gegen diese schimpfliche Verdächtigung in Schutz und dabei gerieten Vater und Sohn heftig aneinander.

„Ich will hoffen, daß du künftig jeden Verkehr mit dieser Person meidest,“ sagte der Förster streng.

Der Sohn gab keine Antwort, aber sein finsterner Blick verriet, daß er nicht gewillt war, nach dem Wunsche seines Vaters zu handeln.

„Du hast mich verstanden — ja oder nein!“ drängte der Alte.

Nun lehnte sich der Junge auf. Er sei kein Schulbub mehr, daß er sich in dieser Art abkanzeln lasse; er sei großjährig und könne frei handeln, wie es ihm beliebe.

So hat der Sohn mit seinem Vater noch niemals vorher gesprochen.

Der Förster sprang auf und schlug die Faust in den Tisch. „Untersteh dich, gegen meinen Willen zu handeln!“ schrie er. Aber im nächsten Augenblick bezwang er seine Erregung; er merkte es, daß er in dieser Weise auf seinen Sohn kaum Eindruck machte, denn dieser wendete sich und wollte gehen. Der Förster rief ihn zurück. Es wäre unnötig, sich dieser Sache wegen zu streiten und gegenseitig zu beleidigen, lenkte der Förster ein.

„Schau, Wolf, du verstehst mich nicht,“ sprach er milde, „du begreifst das nicht, wie einem zumute ist, wenn sich ein Kind, das man vom ersten Atemzug an wie sein eigen Aug' behütet und mit größter Liebe erzogen, plötzlich trotzig auflehnt und einem alles, was man sein Leben lang für dieses Kind aufgebaut, mit einem Male niederreißt — du begreifst das nicht, wie einem das weh tut . . .“

Gebrochen, als ginge ihm die Sache tief zu Herzen, stützte der Förster seinen Kopf am aufgestemnten Arm und schaute auf die Tischplatte nieder.

„Wie deine Mutter auf dem Sterbebett gelegen,“ sprach er mit bewegter Stimme, ohne den Sohn anzusehen, weiter, „da hat sie mit mir über deine Zukunft gesprochen. Die Wünsche, die deinetwegen die Mutter gehabt, hab' ich mir gewissenhaft angelegen sein lassen. Du hast deine Studien gemacht, warst auf der Akademie — hat Geld gekostet, das; sag' es aber nicht, um es dir vorzuhalten — ist mir durchaus nicht leid darum — hab' es ja dir und deiner Mutter zulieb, die mir diesen Wunsch aufgetragen, gern getan, damit du einmal rascher vorwärts kommst . . . Ich hab' keine Akademie gehabt — hab' mich vom einfachen Jäger müssen hinaufarbeiten!“

„Lassen wir das. Ein Wunsch deiner Mutter hat deine Verheiratung betroffen. Und daran hat sie mich kurz vor ihrem Sterben gemahnt, daß ich ihr diesen letzten Willen erfüllen möchte.“

„Du weißt ja, daß der Mutter liebste Jugendfreundin die Wenzin war — sie waren entfernt verwandt und waren viel zusammen. Wir sind ja selbst, wie du noch ein Kind warst, häufig auf dem Hof drüben auf Besuch gewesen — zu Ostern und zu Pfingsten gewöhnlich — und das nächstmal haben die Wenzischen wieder uns besucht. Weil du mit der Lise hübsch im gleichen Alter warst, hat deine Mutter, die mit großer Liebe für dich schon weit vorausgedacht, mit der Wenzin den Plan gemacht, daß du und die Lise — wenn ihr die Jahre erreicht — ein Paar sollt' werden . . .“

„Hoch und heilig hab' ich's der Mutter am Sterbebett versprochen müssen, ihren letzten Willen der Erfüllung zuzuführen. Und ich hab' mir diesen letzten Willen der Sterbenden zur Lebensaufgabe gesetzt.“

„Nur um deine Zukunft, um dein Glück, Wolf, war deine Mutter kurz vor ihrem Tode noch besorgt und bekümmert . . .“

„Schau, und das ist es,“ schloß der Förster völlig erschöpft, „was du jetzt vereiteln willst! Vielleicht begreifst du jetzt meine Aufregung . . . Bei Gott, es kommt mir vor, als wär' ich ein Verbrecher; als hätt' ich nicht achtgegeben genug auf dich, und als mache mir deine Mutter aus dem Grabe heraus noch Vorwürfe darüber, daß

ich ihren letzten Willen nicht zu erfüllen vermag . . . Denk dich in meine Lage, Wolf!"

Der Sohn stand nimmer so aufrecht da wie zuvor, wo Trutz gegen Trutz stand.

War es die fürsorgende Liebe seiner toten Mutter oder war es Mitleid mit seinem Vater, der sich förmlich als Verbrecher anklagte, daß ihm die Erfüllung des letzten Willens der Verstorbenen unmöglich gemacht war?

Und wie ein schemenhaftes Gebilde erschien ihm das Mädchen aus dem Fährmannshause, um dessentwillen er noch vor wenigen Minuten alles zu wagen gehofft.

Es waren nur Sekunden, die ihm dieses Bild vor Augen führten; sie maßen aber Zeiten aus. Und dann war es ihm, als verschwimme diese nebelhafte Spukgestalt in graue, raumlose Fernen, und er erwachte wie aus schwerem Traum. Er wußte keine Antwort — wie betäubt ging er aus der mit Trophäen geschmückten Jägerstube . . .

Dann stand es nicht lange an, daß die Brigitta einen Brief erhielt. Dieser Brief kam aus einer fernen Gegend, die sie nicht kannte, und er war geschrieben vom Förstersöhne Wolf. Darinnen stand ihr beider Herzensunglück; von allem, was vorgefallen zwischen ihm und seinem Vater und auch von seiner verstorbenen Mutter letztem Willen. Er bleibe über seines Vaters Wunsch vorläufig auf der Försterei in hiesiger Gegend. Das Forsthaus in der Edling — eine Tagreise von der Heimat — werde in nächster Zeit eingerichtet, und da solle er, wenn er die Lise geheiratet, Förster sein. Er schrieb, wie ihm das Herz blute und daß seine Liebe in alle Ewigkeit ihr gehöre. Ob er's überwinden werde und wie das alles noch werden solle, das stände bei Gott.

4.

Drinnen im Gebirge waren die Berggeister wieder lebendig; die wilden Wasser tosten und brausten durch die Bergschluchten und der Draufstrom führte dreifach und fünffach mehr Wasser als sonst, denn im Hochgebirge, in den Tauern und in den Karnischen und Julischen Alpen, vollzog sich die Schneeschmelze.

Doch wenn sich da drinnen der Lenz, den langen Winterschlaf auch erst aus den Augen rieb, im Vorland, auf den Almen und in den Tälern, wob bereits der Sommer an seinem Hochzeitskleid.

Von jedem Baum, von jedem Busch und von jedem Blümlein auf grünender Wiese ging schier ein zauberhaftes Leuchten aus, denn alles begann sich zu schmücken mit blühendem Geschmeide und jedes machte großen Staat für den Willkomm.

Und zu dieser Zeit des Blühens und Prangens schmückte sich auch droben im Hof auf der Wenz die Braut des Förstersohnes von Drauburg.

War das ein Getue! Wie pochte der Wenzin

vor Freude das Herz, daß ihr Wunsch sich nun erfülle!

Wie das Käzlein den heißen Brei, so umkreiste die Wenzin ihre Tochter, die im Brautschmuck mitten in der großen, hellen Stube stand, und machte in ihrer etwas wunderlichen Art ein ums andere Mal nur immer: „Hm, wie schön, wie schön, Lise, hm! . . .“

Ja, die Lise, die war kein Bauernmädlein mehr, und das Brautkleid und all das kostbare Geschmeide — bigott, der Wenz hat tief in den Beutel gelangt! — das war alles aus der Stadt bezogen worden.

So stand die Lise, im Glück erstrahlend, da, indes draußen vorm Hof die Knechte die Böller der Reihe nach aufpflanzten und sie zu laden begannen.

Und dann kam der Bräutigam und viele, viele festlich gepuzte, fröhliche Gäste, und sie schritten, mit Sträußchen und bunten, flatternden Bändchen angetan, durch die blühende Landschaft, und die Spielleute musizierten und die Mörser krachten, und der weiße Pulverrauch flatterte über die Wälder davon, empor in den sonnigen blauen Aether.

So bewegten sie sich hinunter zur Ueberfuhr an den Fluß, wo der Ferge Wendelin schweigsam seinen Dienst versah.

Im dichten Laubdach des Nußbaumes vor dem Fährmannshause jauchzte just eine Drossel und am Lattenzaun vor den Fenstern saß ein Fink, der rief: „Brigitte! Brigitte!“

Aber die Brigitta saß in ihrem Kämmerlein und preßte die Hände an die Ohren, damit sie nichts höre von dem Jubel draußen, der ihr das Herz zerriß.

Dann verschlang der Fluß mit seinem Lärmen und Rauschen die Musik und das fröhliche Getue der Hochzeitschar, und der Ferge schritt müde, mit tief vorgeneigtem Haupte den Miegel hinauf.

Der schluchzenden Brigitta legte er seine verarbeitete, rauhe Hand auf den Scheitel und redete. Er redete Trost und fand Worte, die dem Diandel in die Seele hineinbraunten, denn sie waren so gütig und mild und die Brigitta ertrug es nimmer, dieses gütige Reden. Dem Fährmann warf sie sich zu Füßen und weinte hell auf.

„Vater — mein lieber Vater — verzeiht mir's — i bin sie ja nimmer wert, die guten Reden! Mein Gott — i kann halt nit dafür, und i hab' ihn halt so gern!“

Des Fergen Hand zitterte und sein Denken ward unruhig.

„Gitta,“ sagte er und zog sie vom Boden auf; „weshalb sollst du meine guten Reden nimmer wert sein? . . . Hast dich ja doch nit — a naa, gel' Gitta — eingelassen hast dich nit mit iahm . . . Was? . . . So red', Gitta — red' . . .“



Aber die Gitta würgte es so sehr, daß sie keine Antwort hervorbrachte.

Nur mit dem Kopf hat sie genickt.

Da stand der Ferge still wie ein Stamm und starrte auf das Mädchen.

„... Daß hast du getan? ...“

„Ja — Vater, ja ...“

„Mensch! ...“

Der Führmann hob seine Faust. Schmerz und Zorn, die ganze Bitternis seines Lebens überkam ihn wieder; aber er ließ seinen erhobenen Arm sinken und starrte wie ein Verzweifelter zu Boden ...

Und dann — dann begann er zu reden. Dieses Reden aber war so, als spräche er zu sich selber und als gingen ihm seine Gedanken davon — als beginne er zu träumen.

„... Wie der Alte, so der Junge,“ spintiierte er. „Ja, es muß so sein — just so und



Wendelin schwang die Art und verwüsthete den Wald.

nit anders. Und es ist gut, warum soll es nit so sein? ... Es ist alles eins; einmal wird es wieder anders ... einmal geht alles zu End', und nachher ist es gleich, wie es war: so oder so oder anders ... und wir wissen nit mehr davon. Alles ist ausgelöscht und vergessen, was einmal war und was wir gern gehabt hätten, und alles, was uns einmal gefreut hat und was uns weh getan hat ... Und das ist das Beste vom ganzen Leben: das Sterben ... Das ist das Allerbeste, was unser Herrgott den Menschen hat geschenkt ...

„Ja, wenn man oft just aa glaubt: heut ist's a Freud, heut scheint die Sunna viel schöner und die Welt hat ein' Glanz, als wär' sie über Nacht neu derschaffen wor'n — morgen ist wieder der Jammer da ... Drum ist das

Pahrrer Hinkender Bote für 1915.

Sterben gut: da kommt der Mensch einmal zur Raft und zum Frieden. Und wenn einer einmal auf dem harten Brett liegt, kalt und starr, nachher ist's ihm alles eins: ob die einen um ihn weinen und betrübt sind oder ob die andern um ihn herumtanzen und juchzen — rührt ihn nit nit, ist ihm gleich ... Und mag jest das helle Feuer über dem Dach zusammenschlagen oder mag das wilde Wasser bei Tür und Fenstern einbrechen — der Mensch auf dem harten Brett bleibt ruhig liegen — er macht kein' Schnaufser, ob es krumm geht oder grad ...

„Und 's selbe ist gut und g'recht. Und jo ein starker Mann ist der Tod: alles zwingt er nieder: den König und den Kaiser so gut wie den Bettelmann ... Ja, der Tod ist gerecht und gut. Aber die Menschen, die sind schlecht, die sind falsch, und die Welt ist falsch und alles ist falsch und schlecht ...“

Dem Diandel rieselte der Schauer über den Leib. Weshalb sprach der Vater vom Tod?

Der Führmann schaute starr drein, als wisse er gar nicht, was er gesprochen, und seine Augen hatten einen glasigen Schimmer.

Und dann lachte er heiser. Aber es war gar kein Lachen — es war ein Schluchzen in sich hinein.

„Mein Gott!“ kreischte Brigitta auf. „Vater, was is Ent? ...“

Der Wendel hatte eine brennende Stirn und der seltsame Glanz seiner Augen flößte dem Mädchen Furcht ein.

„Mir — was mir is? Mir is weiter ganz guat ... Ja, mir is ganz guat!“

Er ging hinaus. Unsicher war sein Gang, er torkelte wie ein Berauschter.

Und draußen im Holzgeläß nahm er die langstiellige Art, womit er immer die großen Scheiter gespalten, und die Säge.

Damit ging er fort.

Wenn des Oberförsters Sohn hochzeitet, drückt der Herr Vater schon ein Aug' zu, vielleicht gar allbeide; und die Drauburger Forstleute sollen diesen schönen Tag mitfeiern, sollen sich mitfreuen mit ihrem Herrn und sollen trinken auf das Wohl und Glück des neuen Försters im Edlinger Forsthaufe.

Und im Schloßwald, in demselbigen, aus dem sich Wendelins Vorfahren noch ungestraft ihr Brennholz bringen durften — dieses Unglücksholz! — da krachte es. Es krachten die Bäume und stürzten und rissen im Stürzen andere mit sich. Und der Ferge Wendelin verrichtete da eine wahnwitzige Arbeit. Der heiße Schweiß rann ihm übers Gesicht, und naß war sein graues Haar und klebte in wirren Zausen an Stirn und Schläfen. Aber der Wendelin achtete nicht darauf; er ging nur immer von einem Baum zum andern — lauter halbschlächtiges Holz —

und sägte und schwang die Axt und verwüstete den Wald.

Als die Sonne sank und die Waldamsel im Fichtenwipfel hoch oben ihren Abendgesang wie ein Gebet verrichtete und die Dämmerung sich auf leisen Sohlen durch den Forst schlich, da lag ein Waldstrich in wirren, ruppig wilden Haufen als hätte ein Sturmwind oder eine Lawine ihn niedergefegt.

Dem Fergen blizten die Augen. Dann sank er erschöpft hin, als wäre er selber von einem Axtstich gefällt worden.

„Hast mir nix getan, du — du liaber Wald,“ spintifizierte er; „und i hab' dich niedergemacht wie ein Mordbrenner. Verstehn, wenn du mich kunntest — möcht' dir's sag'n, wie ein' is, wenn du zeitlebens nix als Gift in dich mußt einefressen . . . Aber amal wird es z'viel — nachdem muas es wieder auß'e . . . Nimmer z' helfen hab' i mir g'wußt: es hat g'scheg'n müassen.“

„Und du, Wald, du bist sein' Freud' g'wen, dem Jager . . . Vor siebzehn, achtzehn Jahren hat er dich aufgeforstet . . . Ja, mein lieber Wald, tua mir's verzeih'n — aber i, i hab' aa amal a Freud' g'hab't . . . Der Lumpy hat sie mir niedergeschlagen und gemordet, so wie i dich ia za gemordet hab' . . .“

„Abkehr'n hab' i ia hm's müassen, dem — der hat das Seinige! . . . Und heut, mei' liaber Wald, heut hab'n sie mir mei' zweite Freud' gebrochen — die hat mir der Junge zerschlagen . . . Teufeln! Höllische Teufeln! . . .“

„Teufeln!“ Der Wald hat es beistimmend nachgerufen.

Wie eine schwere Last hob der Wendel seinen Atem und mit der schwieligen, pechigen Hand wischte er über die Augen.

Dann schulterte er sein Mordwerkzeug und schritt davon.

Und er ging heim, aber er trat nicht in sein Haus. Die Brigitta solle ihn überfahren, verlangte er; er müsse nach Drauburg.

Das Diandel war voll Angst, es fürchtete sich vor dem Fergen, vor seinem verstörten Wesen.

„Vater, seid's krank — was is denn?“ fragte es bekümmert.

„Ganz g'sund bin i — o, wie vi g'sund bin — grad juchzen kunnt i heunt! . . . Sorg' dich nix um mi, Diandle . . . Wird' lang verweilen heunt — pfiat dich Gott, Gitta — pfiat dich Gott!“

Wie ein Junger sprang er, ehe noch die Flossbrücke jenseits anlegte, ans Ufer und verschwand im Dunkel des Abends. Das Mädchen fuhr voll Kümmernisse über den wildrauschenden Strom zurück.

„O Gott,“ klagte es dem Knecht David, der am Fährmannshause vorbeikam und über der Schulter die Senze trug; „mir is so bang um

den Vater, der is heunt ganz auseinand', so viel wirr reden tut er — und ganz anders is er heunt wie sonst . . . Und mit Hacken und Säg' is er jezt af Drauburg ume . . .“

Der David wollte darüber nichts Ungewöhnliches vermuten.

„Laßt halt das Zeug scharf machen,“ meinte er.

„Zeh' af die Nacht?“ fragte Brigitta. „Lang werd' er verweilen, hat er g'sagt . . .“

„Na, das is weiter ka G'fahr,“ tröstete der Bursch das Mädchen. „Wenn dir die Zeit lang is oder daß du dich allan fürchten tußt — i kumm zu dir — recht gern kumm i . . . Haa, derf i?“

Aber die Gitta war zum Scherzen nicht aufgelegt.

„Laß mich mit deine Dumtheiten aus!“ verwies sie ihn und ging ins Haus und verschloß die Thür.

Völlig betroffen und verlegen stand der David da; das konnte nur wieder ihm geschehen; er schüttelte seinen Krauskopf und ging weiter.

„I mag es schon amal anstellen wie i will,“ seufzte er wehmütig, „verkehrt is es allemal . . . Ja, i hab' halt ka Glück af derer Welt . . . Kreuzteigel!“

* * *

In Drauburg drüben, im Schloßwirts haus, saß der Ferge Wendelin ganz abseits an einem dunklen Tisch. Es war kaum vonnöten, daß er sich den Hut so tief ins Gesicht hereindrückte, heute nahm sich ohnehin niemand Zeit dazu, ihm näher in die Augen zu schauen. Er wollte das auch nicht, allein sein wollte er mit seinen rebellischen Gedanken, mit seinem tiefen Haß. Ab und zu trank er seinen Brantwein aus und ließ sich wieder frisch einfüllen, und zuweilen sagte er vor sich hin ein grimmiges Wort, das aber unverständlich blieb, denn er zermalnte die Hälfte davon allemal mit knirschenden Zähnen.

Und nebenan hielten sie Hochzeit. Die Spiel männer fiedelten emsig drauf los und die Paare, die alten und die jungen, tanzten, und der Herr Oberförster ging hochgemut umher, tat überall leutselig über alle Maßen und rieb sich vergnüglich und wohlzufrieden die Hände, dann trank er mit seinem Schwieger, dem Großbauern von der Benz, zum ungezählten Male auf die glückliche Zukunft ihrer Kinder, indes die wunderliche Wenzbäuerin, die ihr fürsorglicher Sinn schon am Abend aus dem Kreise der Hochzeitsgäste entführte, auf dem Wenzhof noch allerlei Vorbereitungen traf für die Neuvermählten, die — so war's bestimmt — ihre Flitterzeit in einem sehr schmucken Sommerhaus auf der Benz, das der immer gern nobeltuende Großbauer seiner Tochter zu Ehren „Elisabethruhe“ nannte, verbringen sollten.

So war alles fein in Ordnung und nach

Mitternacht verabschiedete sich das junge Ehepaar von den Hochzeitsgästen, dankte ihnen für die Ehre ihrer Gasttschaft und machte sich auf den Weg zur Ueberfuhr an der Drau.

Die beiden weinseligen Väter hatten ihnen zum Abschied segnend die Hände aufs Haupt gelegt und daraufhin mit einer frischen Flasche den Scheidetrunk getan.

Der Ferge Wendelin hatte schon um Mitternacht Art und Säge genommen und war gegangen.

Es war eine schöne, linde Sommernacht mit einem reichgestirnten Himmel, und von den Anwiesen herüber strich der aromatische Duft von frischem Heu, und ringsum zirpten Tausende Heimchen und erfüllten die stille Nacht mit ihrer seltsamen Musik.

Und der Wendelin kauerte am Ufer des rauschenden Flusses, dort, wo seine Vorfahren einen der hohen Mäste aufgespannt, an denen das Drahtseil den Fluß überspannte — das Drahtseil, an dem die Fähre hing . . .

Was sich da in der stillen Sommernacht Grausiges ereignet, das war die Tat eines Menschen, der über sein Leid und über die Grausamkeit seines Geschickes in Wahn verfallen war.

„Hin soll es sein — alles soll hin sein!“

Das war sein Leitgedanke, das waren seine Fluchworte, die er ausgestoßen in wilder Rachezier im selben Augenblick, als die Brigitta mit dem jungen Hochzeitspaar das Floß auf den Strom hinaussteuerte, als er die Säge ansetzte und in fliegender Hast den hohen Mast durchschnitt.

Als dieser in den Fluß stürzte und durch den jähen Sturz auch jener am andern Ufer barst und mit gewaltigem Krachen in das Wasser gerissen ward, als ein markerschütternder Schrei das Rauschen des Flusses überlante — da stand der Wendelin noch eine Weile still, wie betäubt, und starrte seiner alten Floßbrücke nach, wie sie auf der wogenden Flut durch die Nacht davonschoß.

* * *

Der Ferge Wendelin stellte sich dem Gerichte.

„Da habt's mi!“ sagte er. „Meinetwegen henkt's mi — i schenk' Ent's, mei' armseliges Leben — is eh nig wert g'wen . . . Und das im Schloßwald, das hab' i aa getan . . . Der Herr Oberförstner werd' schon wissen, warum i das getan hab' . . . Mehr brauch't's nit!“

„Er is damisch wor'n!“ entsetzten sich die Leute über diese Untat.

Der Knecht Michl, sein vieljähriger treuer Freund, der manches besser wußte, sagte mit Tränen in den Augen: „Das, meine Leut', was der hat schlucken müassen, is grad genuag für an oanzig'n — iaga is iahm decht z'viel wor'n, dem armen Häuter . . . Gott verzeih' iahm's!“

Derselbige, der was die Ursach' is von dem ganzen Unglück, der werd' sich amal vor dem ewigen Richter zu verantworten hab'n — so viel sag' ent' i! Und den andern schenk' der Herr Jesus die ewige Ruah — von Rechts wegen is eh der Wolf der Brigitta ihr Bräutigam g'wen.“

Und weit im Unterlande hat man sie tot aus dem Wasser gezogen: den Förstersohn Wolf



Und weit im Unterlande hat man sie tot aus dem Wasser gezogen.

und die Fährmannstochter Brigitta. Sie hielten sich noch im Tode so fest umschlungen mit den erstarrten Armen, daß es Mühe bedurfte, sie voneinander zu lösen.

Die Lise aber gab das Wasser nimmer heraus. Der Alpenstrom hat sie fortgeführt, weit fort — vielleicht gar hinaus ins ferne Weltmeer . . .

Wie der Bettergötti starb.

Es gibt viele Widersprüche in der Welt. Die beiden größten bestehen aber ohne Zweifel darin, daß alle alt werden und niemand alt sein will, und daß zweitens die Menschen sich ihr Lebtag auf den Himmel freuen und doch nie hinein wollen. Das habe ich sogar am Bettergötti gesehen.

Der Bettergötti war aus lauter Frömmigkeit ledig geblieben und lebte bei seinem Bruder. Dieser hatte einen ziemlich großen Hof, aber aber auch viele Kinder, die das Brot bewältigten, das von ihm gebaut wurde.

Diesem Bruder zu helfen, wie und wo er konnte, hielt der Bettergötti für seine heiligste Pflicht. Er war fast aller Kinder Pate, weshalb er eben Bettergötti hieß, und half dem